

Annette Sonnenberg

# Caine und die Priesterin

Ein Fanroman

Für alle, die mich gelehrt haben, wovon in diesem Roman die Rede ist.  
Möge dieses Buch den 10 000 Dingen zum Frieden reichen.

Lias Bemerkung klang Ti noch Sekunden später in den Ohren: Daniels ... Den jemand ermordet hat ... Die junge Ärztin dachte an Peter und daran, was er in diesem Moment möglicherweise herausbekam, zuckte leicht verspätet mit den Schultern und antwortete nicht. Stattdessen ging sie an die Bar und bestellte bei Terry ein Pils. Der gab es ihr nicht, sondern machte ihr eine Szene.

»Ich hab dir jetzt schon x-mal gesagt, du kriegst kein Bier mehr von mir!«

»Terry, es ist alkoholfreies. Und außerdem ...«

»Das letzte war schon zu viel.«

»... und außerdem hast du mir gar nichts zu befehlen. Du hast mir zu verkaufen. Das hier ist schließlich *mein* Leben, nicht deins. Und überhaupt, du bist Barkeeper – wenn ich nicht gerade stockbesoffen vor dir liege, ist es dein Job, mir das zu geben, was ich möchte!« Ti verstand die Welt nicht mehr. Was ging hier vor?

Terry öffnete den Mund, als wolle er etwas erwidern, zögerte aber.

»Was ist?«, fragte Ti bärbeißig.

»Ich bin nicht ganz freiwillig so bierlos drauf. Paddy MacDermot hat mich gebeten, dich davon abzuhalten.«

Ti war so verblüfft, dass sie gegen den nächstbesten Barhocker sank. »Paddy?«, fragte sie den leicht nebligen Raum um sie herum. »Woher kennst du *den* denn?«

Bilder tauchten vor ihrem geistigen Auge auf, liebevoll komponierte Vorstellungen zweier Hobby-Jongleure, die sich als Straßenmusiker herum-schlugen und zusammenhielten wie die beiden Hälften eines Ahorn-propellers auf dem Flug durch ihr Leben und der Suche nach dem Sinn darin. Paddy, der selbst gern zu Guinness und Kilkenny griff, um sich wie ein Patriot zu fühlen, hatte unter dem Eindruck der Erinnerung an seinen alkoholkranken Großvater stets versucht, Ti von allem fernzuhalten, das unter bestimmten Bedingungen zu Essig umkippen konnte, wie er sich auszudrücken pflegte. Allerdings hatte sie in dieser Zeit ohnehin abstinent gelebt. Eigentlich ähnlich wie heute, nur dass sie inzwischen immerhin alkoholfreies Bier zu sich nahm.

Patrick MacDermot legte seine Hand von links auf Tis Schulter, während T. J., der auf dem Weg von draußen über das Klavier zur Bar von der anderen Seite um die Ecke bog und sie infolgedessen bis dahin nur hatte

hören können, seine von rechts auf dem entgegengesetzten Arm parkte. Die junge Apothekerin blickte vom einen zum anderen und war glücklich, weil sich so plötzlich derart viele Perspektiven eröffneten.

Paddy und T. J. sahen einander an und empfanden, wie Ti deutlich erkannte, augenblicklich Sympathie füreinander – hoffentlich *trotz* der sich plötzlich eröffnenden Perspektiven, dachte die Ärztin innerlich kichernd. Die Situation verhiess interessante Konstellationen, und ein bisschen harmloses Flirten wäre ihr mittlerweile wieder ganz recht. Zufrieden ließ sie sich mit einem Glas Saft am Tisch neben der Bar zwischen den beiden Männern nieder. Lia sollte ruhig ein wenig warten; früher oder später würde sie, da war Ti sicher, auf die Suche nach ihr gehen, und zu diesem Zeitpunkt gedachte die Ärztin bereits die Beziehungen zur Männerfront geklärt zu haben.

Dann fragte sie sich unvermittelt, wer Paddy hätte erzählt haben können, dass sie schwanger war. Davon ging er offensichtlich aus, denn weshalb sonst hätte er verhindern sollen, dass sie Bier trank, obwohl es nicht einmal Alkohol enthielt? Und nicht nur das, woher hatte er überhaupt wissen können, dass sie hier war? Zuletzt hatte sie ihn in Irland gesehen, in Cork, auf den Spuren von Yeats. Grüner Hintergrund, Schafe und Wandergitarren passten zu ihm, aber nicht unerwartetes Auftauchen in abgetakelten Polizei-Stammkneipen in irgendeiner Chinatown. Genau aus diesem Grund war sie schließlich zwischenzeitlich mit ihm nach Irland zurückgekehrt. Aber MacDermot hatte schon immer eine ausgeprägte Neigung zum Hinterfragen gehabt und ihr möglicherweise nachspioniert. Oder sich ganz harmlos nach ihr erkundigt – was wiederum eine nette Sache sein könnte ... Sie starrte ihn an. Paddy tat desgleichen.

»Äh ... Ti?«, fragte T. J., und anschließend nochmals: »Äh ... die Dame?«

Jetzt reagierte die also Angesprochene. »Ja – was denn?«

»Möchtest du uns nicht vorstellen?«

»Natürlich, sorry. Also ... Patrick MacDermot, T. J. Kincaid ...«

»Nenn' mich nicht T. J.«, protestierte T. J. mit der gleichen Erfolglosigkeit wie immer.

»T. J. ist ein Freund, ebenfalls Musiker.« Sie sah, dass ihr rothaariger Begleiter wieder dazu ansetzte, den Mund zu öffnen, und blickte ihn scharf an; allerdings beschloss sie gleichzeitig, über einen passenden Spitznamen

für ihn nachzudenken. »Und Patrick – Paddy – kenne ich seit vielen Jahren. Wir ... waren sehr lange zusammen.«

»Sechs Jahre«, nickte Paddy.

»Fünf Jahre«, korrigierte Ti, aber sie lächelte dabei. »Mit Unterbrechungen.«

T. J. grinste süffisant. »So genau wollte ich das gar nicht wissen«, sagte er beschwichtigend. »Ach, Paddy – ich darf Sie doch so nennen –, falls Sie sich mit dem Gedanken herumschlagen, in der Gegend Immobilien zu erwerben, wäre ich die geeignete Adresse.«

»Danke. Bei Bedarf komme ich sicher auf Sie zurück.« Paddy legte T. J. die Hand auf die Schulter. »Wie ich sehe, haben Sie gut auf mein Mädchen aufgepasst.«

»Ich bin nicht dein Mädchen!«, sagte Ti streng. Sie war es leid, Lückenfüller für ein mathematisches Genie zu spielen. Immer wenn sein Beruf und sein Ego es zuließen, hatten sie eine intensive Beziehung geführt – und immer wenn er glaubte, sich wieder ganz auf seine Wissenschaft konzentrieren zu müssen, hatte er sie fallengelassen. In beiderseitigem Einverständnis und bis zu einem gewissen Grad zu beiderseitiger Zufriedenheit, aber trotzdem ... Trotzdem war sie garantiert nicht »sein Mädchen«.

»Sorry«, lachte Paddy versöhnlich. »Alte Gewohnheit.« Und zu T. J.: »Wir haben uns über die Jahre immer wieder aus den Augen verloren. Hauptsächlich wegen meiner Arbeit. Aber wenn wir uns wiedertrafen, mitunter auch zufällig, dann war immer alles wieder beim alten ...«

»Ja, aber jetzt sind wir definitiv nicht mehr zusammen.«

»Ich weiß«, versetzte Paddy, und Ti hörte zu ihrer Überraschung einen melancholischen Unterton heraus.

T. J. hatte diese Nuance offensichtlich ebenfalls wahrgenommen und startete ein Ablenkungsmanöver. »Was treibt Sie denn in diese schummrige Spelunke, MacDermot?« Er zwinkerte.

Paddy antwortete: »Ich gebe hier eine Reihe von Konzerten. Muss schließlich mein Hotelzimmer finanzieren.«

Ti unterbrach: »Du lässt dich noch immer nicht sponsern?«

»Doch, mittlerweile schon ... Aber meine Unterkünfte will ich mir zumindest noch selbst verdienen, mit einem angemessen geringen Gehalt.« Er grinste. »Noch immer unbestechlich.«

»Was machen Sie denn beruflich?«, erkundigte T. J. sich interessiert. Es schien mehr dahinterzustecken als die Konzerte.

»Mathematiker«, antworteten Paddy und Ti gleichzeitig. Der Ire prustete verblüfft in ihren Saft, was wieder Übelkeit hochschießen ließ, aber sie musste ebenfalls lachen und nahm einen Schluck.

Paddy schaltete auf seriös und antwortete ausführlicher: »Ich produziere momentan eine Sendung für *Channel 3* Radio über die Relevanz von Wahrscheinlichkeiten in wissenschaftlicher Beweisführung ...«

»Die machen auch Radio?«, fragte Ti verblüfft.

»Ich dachte auch, die von *Channel 3* wären nur hinter Sensationsnachrichten her«, meinte T. J., »Sandra Mason ist doch dafür bekannt.«

»Dafür holen Sie dich extra aus Irland hierher? Ist gerade ein Kongress oder so?«, wollte Ti wissen.

»Nein«, sagte Mr Patrick MacDermot eine Oktave tiefer und mit potenziertem Ernsthaftigkeit, »das habe ich mir selbst ausgesucht.«

Seine plötzliche Nachdenklichkeit erstaunte Ti, und sie bestellte ihm ein Guinness. Terry sah sie an, als habe sie versucht, Pasta nach Italien einzuführen. »Hab ich nicht«, sagte er mit einer Mischung aus Verlegenheit und Onkelgehebe. »Budweiser hab ich.«

»Tut's auch«, sagte Paddy lächelnd und wandte sich dem Detective zu. »Sie auch eins?«

»Gern«, sagte T. J.

»Kennt ihr euch schon lange?«, wollte Paddy wissen.

Die beiden anderen sahen einander an. Keiner von ihnen antwortete.

»Nun«, Paddy zupfte den Kragen seines Pullovers zurecht, »in dem Fall, denke ich, sollten Sie wissen, dass Ti ein ganz besonderes Mädchen ist.«

»Ich bin kein Mädchen!«, sagte Ti aufgebracht.

»Sie sammelt schöne Erlebnisse und gute Gedanken. Und die lässt sie dann bei passender Gelegenheit in Gedichtform oder auf ähnliche Weise los. Man kann sehr glücklich mit ihr werden.«

Ti wusste nicht, ob das ein Kompliment sein sollte oder dessen Gegenteil. »Die Sammlung ist schon lange geschlossen«, sagte sie und überließ die beiden ihrem Zwiegespräch. Bestimmt, dachte sie, als sie im Weggehen registrierte, dass T. J. ihr nachsah, wundert er sich, weshalb jemand, der vor zehn oder fünfzehn Jahren doppelt so alt gewesen sein

mag wie ich, mich so sehr angezogen hat, dass seine Anwesenheit mich noch immer irritiert. Was ich ihm natürlich auch nicht beantworten kann, deshalb bin ich ja so irritiert. Oder so.

\*

Einige Sekunden später und einige Tische weiter zupfte Kermit die vorüberrauschende Ti am Arm. »Hi«, sagte er. »Setzt euch zu mir, holde Maid. Sagt, wer ist der Recke dort am Tische?«

»Patrick MacDermot. Ein alter Freund von mir, ebenfalls jetzt erst wieder in der Stadt. Ich muss los, entschuldige mich bitte.« Mit diesen Worten verließ die junge Ärztin das Lokal.

Kermit sah Jody, die neben ihm saß, herausfordernd an und machte: »Ah-ja. Irgendwas ist da eindeutig verkehrt gelaufen. Ich weiß bloß noch nicht, was genau. Irgendwie kommt der Kerl mir nämlich bekannt vor – ich weiß bloß noch nicht, woher ...«

Jody grinste. »Hältst du ihn vielleicht für verdächtig?«

»Wer weiß? Jedenfalls haben Pete und ich heute Nachtdienst. Mal sehen, was sich herausfinden lässt! – Bis morgen also.«

\*

Die letzten Bemerkungen zu Ethelthorpes Personalakte wurden weit nach Mitternacht vom Computer verschluckt und als optische Pünktchen auf einer DVD verpackt. Erleichtert sahen Peter und Kermit einander an. Der größte Teil dessen, was sie während ihres gemeinsamen Nachtdienstes an Papierkram zu erledigen hatten, war damit bearbeitet.

Kermit nutzte seine Sonderrechte zum Kommen und Gehen, wann es ihm passte, und übertrug sie kurzerhand auch auf seinen Freund. Schließlich war Sergeant Broderick durchaus in der Lage, das Telefon zu bedienen, falls sich doch noch etwas ergab, wozu sie ausrücken mussten. »Gehen wir nach Hause«, meinte der Sonnenbebrillte und griff nach seiner Jacke. Im Umdrehen erkannte er hinter einer der Glaswände, die sein Büro einfassten, eine Bewegung und dann eine Flamme, die dort nicht hätte sein sollen.

»Achtung!«, schrie er gerade noch rechtzeitig, um Peter aus der direkten Gefahrenzone zu bugsieren. Der Molotow-Cocktail schlug in die Glas-tür ein, die zerbarst; ein zweiter folgte unmittelbar und ließ Kermit keine Chance, die Person, die er durch das Panoramafenster wahrgenommen hatte, zu identifizieren. Die beiden Polizisten standen gebeugt mit den Schultern zum Feuer, die Hemden vor den Gesichtern, und suchten nach einer Möglichkeit, den Glaskasten, der Kermits Büro darstellte, zu verlassen, bevor er explodierte. Aber es gab keine Möglichkeit außer der, durch die Flammen und die Glaswände zu springen.

Beide begriffen diesen Sachverhalt gleichzeitig. Kermit fingerte hastig nach einer Schere, machte einen Schnitt in seine Jacke und zerriss sie dann. Peter versuchte ihn zurückzuhalten, und auch Kermit wusste, dass das halbierte Kleidungsstück keinen von ihnen völlig würde schützen können, aber dem ehemaligen Söldner war klar, dass es eilte. »Nimm!«, schrie er und hustete durch den Hemdkragen hindurch, »und spring!«

In diesem Moment schlug eine dritte Flasche genau in die Ecke ein, in die sie zurückgewichen waren, und ihre Augen wurden groß vor Entsetzen. Eine meterbreite Feuerwand trennte sie von Kühlung und frischer Luft.

\*

Ein paar Stunden zuvor hatte Ti, die in dieser Nacht nicht einschlafen konnte, sich auf ihrem pritschenartigen Bett hin und her gewälzt. Nachdem sie das ungefähr eine Million Mal erfolglos ausgeführt hatte, stellte sie zu ihrem Erstaunen fest, dass ihr zum ersten Mal die spartanische Einrichtung, die sie im Grunde liebte, wie eine Strafe erschien. Weder Lesen oder Herumgehen in der Apotheke noch die Einnahme beruhigender Kräuter zeitigte ausreichende Wirkung. Schließlich nahm sie eine weichere Decke vom Regal und kuschelte sich gemütlich hinein. Dann lag sie eben wach – was machte das schon?

In letzter Zeit war einfach zu viel geschehen: Sie hatte eine neue Arbeitsstelle gefunden und nach den schrecklichen Ereignissen der vergangenen Wochen einen neuen Anfang gewagt, sie empfand mehr für den Sohn ihres Arbeitgebers, als ihr lieb war, und dann waren ihr überraschend gleich zwei alte Freunde über den Weg gelaufen, deren Weiblicher herausfordernde



Gedanken aus ihrer Erinnerung hervorrief und deren Männlicher Gefühle hochkitzelte, die sie schon lange verschüttet geglaubt hatte.

Sie konnte sich eines Lachens nicht erwehren, als blitzartig die reiche Empfindungswelt in ihr hochstieg, die Paddys Wandergitarre wachgeküsst hatte. Sie konnte sich noch sehr genau an die Klangfülle erinnern, die der Künstler dem kleinen Instrument zu entlocken vermochte – daran, und an Paddys Deodorant, spät nachts äußerst angenehm mit leichtem Schweißgeruch vermischt. Sie vergrub lächelnd ihre Nase im Kopfkissen und ließ ihre Gedanken schweifen.

Der gestrige Tag war ereignisreich gewesen, zumindest emotional, und das nicht erst am Abend. Auf dem Weg ins *Chandler's* hatte Lia Ti in den Zoo geschleppt, und zwar mit der erstaunlichen Begründung, sie täte das, damit sie beide »sich wieder auf ihren Platz in der Schöpfung besinnen konnten« – ein typischer Lia-Satz, denn sie sprach ihre wahren Gefühle selten aus. Normalerweise war alles, was mit Empfindung zu tun hatte, in ein theologisch-philosophisches Kleid gehüllt. Ti lächelte im Halbschlaf.

In der Tat hatten Lia und sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht über Persönlicheres gesprochen. Als sie am Delphinarium vorbeigekommen waren, war ihr ein Delphin in einem etwas rückwärtig gelegenen Extra-bassin wegen seines außergewöhnlichen Erscheinungsbildes sofort ins Auge gefallen. Irgendwie sah seine Kopfform ungewöhnlich aus. Ti liebte diese Art von Meeressäugern, nicht nur wegen ihrer Bedeutung im Feng Shui, und war neugierig näher getreten. Auf einem Schild neben dem Aquarium hatten sie gelesen, dass es sich um einen südamerikanischen Flussdelphin handelte. Sie hatten sich dem Delphin so weit wie möglich genähert – aus Mitleid, wie Ti rückblickend deutlich wurde, weil er allein dort schwamm.

Während der zwei, drei Schritte vorwärts hatte sie an Caine denken müssen. »Ich kann Dinge weit über das Sehvermögen hinaus wahrnehmen«, hatte er gesagt und hinzugefügt: »Eine mitunter nicht einfache Gabe.« Plötzlich wusste sie, was er empfand, wenn er sich fremden Lebewesen näherte – die für ihn keine Fremden waren, und für sie, wie sie jetzt fühlte, waren sie es auch nicht, waren sie es niemals auch nur annähernd gewesen. Es schien, als hätte sie den Shaolin treffen müssen, um wieder zu erkennen, welche Fähigkeiten sie besaß, ja von Anfang an besessen hatte.

Diese Erkenntnis machte ihr Angst, denn wenn ihrer Freundschaft mit Caine ein Zweck zugrundelag, was würde dann sein, wenn dieser Zweck erfüllt worden war – oder würde dann ein neuer Zweck sichtbar werden, was nicht ausgeschlossen war? Und war dieser weitere Zweck möglicherweise, dass er herausfand, was geschehen war ...?

Sie hatte sich seufzend gegen die Glasumzäunung gelehnt, deren Kälte langsam durch ihre Jacke und ihre Hose in ihren Bauch gedrungen war, aber so konnte sie dieses faszinierende Tier einfach besser erkennen, das einen leichten Tropfenregen in ihr Gesicht sprühen ließ, wenn es träge mit der Seitenflosse schlug. Und dann hatte der Delphin zu ihr gesprochen. Sie sah in sein Gesicht, und seine Augen redeten. Sie sagten, er sei nicht aus Südamerika, sondern aus China, aus dem Yangtsekiang – ein Baiji! Und er sei einsam, so unendlich einsam ...

Es war eine merkwürdige Erfahrung gewesen, und zunächst hatte Tis Verstand sich bemüht, ihr einzureden, dass sie sich etwas einbildete, aber ihr Gefühl – wirklich das tiefe, intuitive Gefühl, das sie Dinge erkennen ließ, nicht einfach eine Sinnestäuschung oder eine oberflächliche Emotion – war im Hintergrund so stark gewesen, dass sie zugeben musste, dass es offensichtlich real war: Sie hatte gelernt, Tiere zu verstehen, oder war dabei, diese ihr innewohnende Fähigkeit auszubauen.

Es war so, wie Paddy gewitzelt hatte, als sie ihm vor dem *Chandler's*, als er sie im Weggehen abgefangen hatte, um sie nach Hause zu bringen, von Caine vorgeschwärmt hatte und von den Dingen, die er ihr beibrachte: »Pass auf, am Ende lernst du noch, mit Tieren zu reden! – Egal, es würde zu dir passen«. Heiß glomm der Wunsch in ihr, sich ihrerseits den Tieren verständlich zu machen, obwohl sie nicht sicher war, ob der Delfin und die Katze in der Apotheke nicht ohnehin mehr begriffen, als man ihnen im allgemeinen zutraute.

Das Wissen um die neugewonnene Fähigkeit ging allerdings mit Traurigkeit einher; mit jener Traurigkeit, die Ti schon einmal gehemmt hatte, als das Gefühl in ihrem Leben zu stark geworden war, und diese Tatsache machte ihr Angst. Sie wollte nicht wieder in die Depression abrutschen, so wie damals, nachdem ... Sie weigerte sich noch immer standhaft, an Daniels zurückzudenken und daran, was danach geschehen war.

Schließlich lagen die Dinge jetzt völlig anders, sie hatte die Möglichkeit, sich Caine anzuvertrauen! Vielleicht hatte er eine Erklärung für dieses merkwürdige Erlebnis im Zoo, und zwar eine, die sie nicht als verrückt abstempelte. Es erschien ihr nicht nur möglich, sondern selbstverständlich, dass er ebenfalls mit Tieren sprechen konnte.

Nachdem sie diesen Gedanken zugelassen hatte, oder eher noch mitten darin, kehrte etwas heim zu ihr, ein Empfinden, das sie lange Zeit nicht mehr gekannt hatte, zumindest nicht in dieser Intensität: Sie fühlte sich geborgen, und sie spürte, dass sie eins war mit dem Weg, den sie ging und den sie gehen musste. In diesem Moment war alles richtig, als wäre ein Puzzleteil an seinen Platz gesetzt worden und hätte einen Teil des Ganzen, oder das Gesamte selbst, erkennbar werden lassen.

Erschöpft von der bloßen Erinnerung daran ließ sie ihre Gedanken zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, dem Baiji, dem einsamen Baiji ...

Ja, davon hatte sie gelesen: Der Jangtse-Delphin, der Legende zufolge Reinkarnation einer ertrunkenen Prinzessin, gehörte zu den bedrohtesten Tierarten der Welt. Viele Flussdelphinarten waren blind wie er, das war nicht das Schlimme, schließlich gab es auf der Welt viele Flüsse, die versandet waren und so den Delfinen die Möglichkeit raubten, unter Wasser etwas zu erkennen. Sie orientierten sich mit Hilfe von Ultraschall. Aber die Baijis verfangen sich oft in den Schrauben der Motorboote – die sie zuvor mit ihrem Lärm erschreckt und ihre innere Sonarortung durcheinandergebracht hatten. Die technische Entwicklung hatte ein Tempo erreicht, mit dem die Anpassung auf genetischer Ebene nicht Schritt halten konnte.

Es hatte geheißen, dass ein Schutzgebiet für den Baiji eingerichtet worden sei, dass Anwohner sich mit großem Erfindungsreichtum für ihn stark machten. Das bedeutete, es gab Hoffnung. Andererseits war das ein Tropfen auf den heißen Stein, denn wie sollte man in einem so großen Fluss die letzten verbliebenen Jangtseelfen finden, um sie in sichere Gefilde zu leiten?

Der Baiji auf dem Foto im Internet hatte ihre Augen zum Funkeln gebracht, aber in den Baiji im Wasserbecken hatte Ti sich verliebt. Seine mädchenhaften Formen, sein klares Gesicht ließen sie für möglich erachten, dass er wirklich eine ertrunkene Prinzessin beherbergte. Gott hatte dieses einzigartige Geschöpf erschaffen und ihm diese Strahlkraft verliehen, und sie konnte unter Umständen daran mitwirken, das vielleicht letzte

Tier seiner Art zu retten – zu bewahren – zu pflegen ... bis es auch starb? Der vielleicht allerallerletzte Baiji. Man hatte schon seit langer Zeit keinen einzigen mehr gesehen.

Ti seufzte. Sie konnte definitiv nicht schlafen, daran hatte kein Hausmittel etwas geändert. Vielleicht konnte sie Klarheit gewinnen, indem sie sich mit ihren Gefühlen konfrontierte. Sie wusste, wo das am besten möglich war, nur musste sie dafür außer Haus gehen. Also stand sie auf, um sich ein bisschen an einem der gefährlichsten Orte der Stadt herumzutreiben: Chinatown bei Nacht.

\*

Der vertraute geschäftige Singsang des Tages war zu diesem Zeitpunkt längst verfliegen, aber im tiefsten Chinatown, dort, wohin kaum ein Tourist jemals seine Füße setzte, nahm Ti gerade durch das Fehlen dieser Kulisse jedes Geräusch überdeutlich wahr. Irgendwo klapperte ein Teller aus Porzellan, blechern ein Deckel. Die Nacht war klar und kühl, Ostwind, keine Spur von Nebel oder Dunst. Tis Unruhe nahm zu, obwohl sie unvermindert schnelle Schritte vorwärts tat. Sie befand sich nur einen Block von Lias Wohnung entfernt, die sie bislang noch nicht betreten hatte, aber das konnte sich schließlich ändern. Als sie das Hochhaus erreichte, fragte sie sich unwillkürlich, weshalb die meisten ihrer Freunde momentan nicht zu ebener Erde wohnten. Ein Lächeln stahl sich auf ihre Mundwinkel, als sie an Peter dachte, auf den diese Feststellung ebenfalls zutraf. Selbst Paddy war im *Chandler's* im Hotelbereich über dem Schankraum untergebracht, keine fünf Minuten von ihrem Standort entfernt.

Während sie noch überlegte, welches der Fenster zu Lias Apartment gehören mochte, drückte sie bereits auf den Klingelknopf, aber nichts geschah. Sie läutete noch ein weiteres Mal, immerhin war es nachtschlafende Zeit, und die Pastoralreferentin würde vermutlich ein paar Minuten zum Aufwachen und notdürftigen Ankleiden benötigen, doch wieder ohne Erfolg. Kein Wunder zu dieser späten Stunde, wiederholte sie innerlich, aber ein drittes Klingeln musste doch Erfolg zeitigen!

Was es nicht tat.

»Sie ist bestimmt bei Peter«, dachte Ti frustriert und stapfte weiter durch die Nachtluft, die sie frösteln machte. »Die zwei haben sich auf eine Art

angesehen, bei der Lia vor Johnny gewöhnlich schnell zur Verabredung geschritten ist ...« Ihr Atem wurde als feine weiße Schleierwolken sichtbar, die der jungen Ärztin im selben Maße bewusster wurden, in dem sie ihrerseits bewusster die Melodie von Paddys Lieblingslied summt, dem Lied, das er in Irland für sie geschrieben hatte, als sie so notwendig ein wenig Erholung gebraucht hatte. Der Mathematiker, der seine Studien und seinen Unterhalt mit seinem Gesang und seinen künstlerischen Begabungen bestritt, der ehemalige Priesteramtskandidat, in den sie bereits heimlich verliebt gewesen war, bevor er den Studiengang wechselte – Paddy war der Mann, der ihr Leben bislang am nachhaltigsten geprägt hatte. Aber war er auch derjenige, zu dem sie gerade unterwegs war?

Sie musste dringend mit jemandem reden, und sie war sicher, dass der richtige Jemand ihr die Störung zu solch ungewöhnlicher Uhrzeit verzeihen würde, aber der Gedanke, Paddy aufzusuchen, erschreckte sie; er konnte so vieles missverstehen. Gestern erst hatte sie Lia anvertraut, dass sie noch immer sofort an körperliche Liebe denken musste, wenn sie Paddy sah, und dass sie sich dafür schämte. Ihre Beziehung zu ihm war schließlich alles andere als ausschließlich körperlich gewesen! Lia hatte daraufhin regungslos gefragt: »Also Paddy und Sex – trotz Peter?«

Woraufhin Ti sinniert hatte: »Letztlich bleibt ein Pärchen doch deshalb zusammen, weil man sich irgendwie verbunden fühlt. Auch ohne Vereinigung. Oder?«

Lia hatte schnippisch gekontert, verbunden fühle man sich auch mit seinem Bruder, und das hatte wiederum Ti zu der Äußerung veranlasst, was das angehe, habe sie entschieden zu viele Brüder, soviel sei sicher.

Sie beschloss, statt ins *Chandler's* und damit zu Paddy lieber ins *Agrippa* zu gehen, Peters ehemalige Stammlokalität, wie Skalany ihr anvertraut hatte, um sich dort eine Riesenportion gebratene Ente zu gönnen, und öffnete knapp drei Minuten nach diesem Entschluss die Tür unter dem Neon-Namensschild. Der Türsteher hatte ihr Gesicht offenbar für harmlos befunden. »Erstaunlich«, dachte sie. »Endlich gefällt jemandem mein Anblick.« Im Eingangsbereich passierte sie ein schon etwas lädiertes Plakat, mit halbzerrissenen Ecken, das einen Pandabären der Filmtierschule zeigte, die gerade im Zoo Vorführungen anbot. Mitten in Chinatown bedeutete das sowohl eine Provokation als auch Heimat und Trost.

Während sie noch ihre Ente vertilgte, deren köstliche Wärme ihre Traurigkeit in den Hintergrund drängte und ihre ängstliche Seele nährte, bemerkte sie einen Tumult im Innenhof. Sie verzehrte genießerisch den letzten Bissen und dankte, dann stand sie auf und ging gemessenen Schrittes auf die Quelle der Lautstärke zu, die ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Überrascht bemerkte sie, dass ihr plötzlich wieder Paddys Lied durch den Kopf ging. *Competitor* ... Nebenbuhler.

Hinter dem Torbogen, der hinaus in den Innenhof führte, flackerte unregelmäßig der Schein eines Feuers, dessen Flammen meterhoch in die Luft schlugen. Jemand warf Knallfrösche hinein; andere wärmten ihre Hände, die sich im Schein des kontrollierten Infernos von der Kühle der Nachtluft erholen konnten. Auf der anderen Seite des Hofes, und dennoch nur knapp außerhalb der Reichweite der potentiell zerstörerischen Hitze, sah Ti in regelmäßigen Abständen winzige bunte Bälle in die Luft fliegen: Ein Jongleur. Er brachte, ob beabsichtigt oder nicht, einen kleinen, mehr oder weniger spontan organisierten Tauschmarkt in Schwung, denn entlang der Häuserwände nutzten Gruppen von Anwohnern die Gunst der Stunde und beluden kleine Tische mit Waren unterschiedlichster Herkunft und Qualität.

Nachdenklich betrachtete sie das Feuer und das Innenleben, das es nährte. Wer auch immer den Haufen aufgeschüttet hatte, verbrannte Bücher.

»Geht es ihnen gut?«, fragte eine ältere Dame, die Ti am nächsten stand.  
»Sie sind so blass geworden.«

Ti schrak auf. »Ja, danke, kein Problem«, stammelte sie verwirrt und ertappte sich dabei, dass sie zur Beruhigung wieder in den schaukelnden Singsang von Paddys Lied verfallen war, der so gut in den Rhythmus von Chinatown passte, obwohl der Text alles andere als beruhigend war. Sie starrte in die Flammen und versuchte zu begreifen, was sie fühlte.

Bücher waren das kostbarste irdische Gut, das sie kannte. Sie transportierten in der vergänglichen Form von Wörtern echte Erkenntnisse, Medizin, Lebenshilfe, die Manifestation menschlicher Kommunikation mit dem Kosmos in der größten Erfindung überhaupt: der Sprache, der Schrift.

Einst waren sie durch den immensen Aufwand, der zu ihrer Herstellung nötig war, durch ihren Preis und ihre schlichte Seltenheit kostbar gewesen, doch heute galten andere Maßstäbe. Die Ehrfurcht vor dem Buch war

einer merkwürdigen ehrfurchtlosen Geisteshaltung gewichen, die es zu erkennen und als leer zu entlarven galt.

Bücher, dachte Ti, haben sowohl die tibetischen als auch die chinesischen Weisheiten sowie ihre Medizin in schweren Zeiten zuverlässig bewahrt.

Bücher, dachte Ti, können Ideen transportieren. Deshalb sind sie den Mächtigen so oft ein Dorn im Auge.

Bücher, dachte Ti, kann man verbrennen. Ideen nicht.

Es war Unrecht, Bücher zu verbrennen.

Und dann, sie wusste selbst nicht, weshalb, stieg wieder dieser Zorn in ihr auf, derselbe Zorn, den sie auf Peters Revier gespürt hatte, ebenso in Caines Apartment, aber auch schon lange, lange zuvor. Gedanken verknüpften sich zu einer Assoziationskette, die sie das Leid der vergangenen Wochen mit voller Deutlichkeit spüren ließ.

»Es ist Unrecht!«, schrie sie in die Flammen, gegen das zerstörerische Zischen und Stampfen, das zuvor eine Symphonie aus Wärme und Licht gewesen war. Ein plötzlich einsetzendes Schlagzeugsolo aus dem Innenraum des Restaurants, mehrfach verstärkt mit den Mitteln modernster Technik, machte den Widerspruch komplett und erstickte ihren Protest durch pure Lautstärke.

Unrecht, dachte Ti, muss zu Recht gemacht werden.

Oder nein, es war ganz anders, Unrecht beinhaltet Recht, Recht war bereits da, aber ganz offensichtlich auch wieder nicht, nicht verwirklicht, nur potentiell – sie atmete so schnell und mühevoll, dass sie fürchtete, die tanzenden Lichtpunkte vor ihren Augen seien in Wirklichkeit Folgen ihrer inneren Qual. Bilder von Recht und Unrecht tauchten vor ihrem geistigen Auge auf, schneller und schneller drehten sie sich um ein langsam sichtbar werdendes Zentrum: Die Hybris des Menschen, die Verkehrung des legitimen Wunsches, andere von Sünde abzuhalten, manifestierte Legitimation seelischer Folter durch unschuldige Handlanger im Ehrecht der katholischen Gerichtsbarkeit. Und ein Priester mitten darin.

Ein Seufzer entfuhr ihr, kein Schrei, und sie nahm überrascht wahr, was sie selbst kaum glauben konnte, nämlich dass sie gerade verzieht. Ihre Füße spürten den Boden wieder, sie standen und ließen sich tragen, anstatt, wie sie vor Sekunden noch befürchtet hatte, nachzugeben und sie in die Flammen stürzen zu lassen.

Vage erinnerte Ti sich an Joyces Worte: Ich werde nicht dienen, an was ich nicht mehr glaube ... Bedeutete das, dass sie praktisch eine Scheidung von der gesamten Kirche vorzunehmen hatte, oder war es nur das kanonische Recht – das sie verachtete –, dem sie sich entweder zu unterwerfen hatte oder das sie verlassen musste? Wie nahe war die Kurie am Herzen ihres Glaubens? – Lichtjahre entfernt.

Eine Gestalt in den Motley-Hosen eines Hofnarren wurde am Rand des Feuers sichtbar. »Du hast wunderschöne Augen«, sagte die Gestalt und hob eine Hand, um eine Träne von ihrer Wange zu wischen, die sie selbst nicht einmal bemerkt hatte. Die andere Hand umfasste eine unbestimmte Anzahl kleiner wollbespannter Jonglierbälle. Es war Paddy. »Wunderschön«, wiederholte er. »Wie die eines Kindes. Aber viel, viel zu traurig.« Er legte einen Arm um sie, zog ihn aber augenblicklich zurück, als er spürte, dass sie Widerstand leistete. »Das hat doch nichts mit dem Baiji zu tun, von dem Lia erzählt hat?«

Ti war überrascht, dass er von dem Baiji wusste, aber noch mehr gab ihr zu denken, dass Paddy sich offenbar mit Lia getroffen hatte. Das konnte alles Mögliche bedeuten, genausogut aber auch gar nichts. So oder so, sagte sie sich selbst, konnte es sie nicht tangieren, denn sie war entschlossen, Paddy nie wieder so weit in ihr Leben vordringen zu lassen wie ehemals.

Allerdings war es denkbar seltsam, dass Lia anscheinend dabei war, mit den beiden Männern, die ihr, Ti, am Wichtigsten waren, gleichzeitig ein Verhältnis zu beginnen. Oder eine Freundschaft. Sie atmete durch und zwang sich, diese fruchtlose Gedankenkette zu unterbrechen.

»Wie kommst du jetzt auf den Baiji?«, fragte sie.

»Nun, weil es schon merkwürdig ist, dass niemand offiziell etwas weiß, aber der Delfin plötzlich in aller Munde ist. Im wahrsten Sinne des Wortes übrigens. Heute gab es eine besondere Spezialität auf der Speisekarte: Baiji-Embryonen.«

Ti lachte ungläubig. »Wie bitte?«, fragte sie vorsichtig.

»Nun, wenn du mir nicht glaubst, geh hinein und überzeuge dich selbst.«

»Dann ist es also ein trächtiges Weibchen – ich meine, war – also, eines, das trächtig war?«



»Keine Ahnung, aber ... nun, es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber könnte es nicht sein, dass dein Delfin, wenn er denn tatsächlich zu dieser Spezies gehört, zur Nachzucht verwendet wird?«

»Ein einziges Tier? Parthenogenese kommt bei Vertebraten äußerst selten vor«, versetzte Ti sarkastisch, »da müsste schon Gentechnik im Spiel sein. Klonen oder sowas.«

Die Bemerkung war als Spaß gedacht gewesen, aber in dem Moment, als sie sie aussprach, spürte sie einen Kloß im Hals. Paddy legte ihr ohne Rücksicht auf ihr heftiges Abwinken seine Jacke um die Schultern und führte sie ins Lokal. Das Schlagzeugsolo setzte wieder ein, und der späte Markt kam jetzt richtig in Gang. Das Feuer brannte nicht mehr ganz so lichterloh; die ersten Herumstehenden verloren das Interesse.

In der Tür drehte Ti sich noch einmal zum warmen Lichtschein um und sah, dass nicht alle Bücher vollständig verkohlt oder verbrannt waren. Noch prangte in mattrotem Einband unter einem riesigen, schwelenden Holzschicht das Gesetzbuch der katholischen Kirche, der CIC.

\*

Zu dem Zeitpunkt, als Ti die Treppen zu Caines Loft hinaufstieg, um nach der schlaflosen Nacht doch noch ein wenig auszuruhen, hatte Lia mit einer Sondererlaubnis das Kunststück vollbracht, sich ins *Channel-3*-Archiv vorzuarbeiten und zu nachtschlafender Zeit in aller Ruhe recherchieren zu dürfen. Müde und leicht abgehetzt, weil sie nach der schlaflosen ersten Hälfte der Nacht und einer sehr kurzen Schlafphase das Signal ihres Weckers verschlafen hatte und bald die ersten Sonnenstrahlen sichtbar werden würden, ging sie an der Rezeption und den vereinzelt eintreffenden Frühschichtredakteuren vorbei in den Raum, der die Erinnerung der Stadt und damit auch ihre eigene Vergangenheit barg. Mit einem Seufzer schaltete sie den Mikrofilm-Monitor ein.

In der Tat, der Delfin, den sie auf dem Plakat gesehen hatte, war bereits vor zehn Jahren in den Zoo gekommen – zumindest ein Delfin gleichen Namens, und ebenfalls ein Flussdelfin. Allerdings kam er aus Brasilien. Wenn Ti Recht hatte und es sich bei dem Tier im Extrabassin um einen Baiji handelte, stellte sich unmittelbar die Frage, weshalb das bislang

noch niemand entdeckt hatte. Oder weshalb es unter Verschluss gehalten wurde.

Sie untersuchte das grünelbe Monitorbild genauer und stutzte: Das Foto schien retuschiert worden zu sein, aber genau konnte sie das wegen der Unschärfe nicht sagen, die bei dem unheimlich leuchtenden Technikmonster nicht zu vermeiden war. Immerhin wurde der ursprüngliche Artikel um ein Vielfaches vergrößert abgebildet. Sie würde das Bild fotografieren und sich näher ansehen, denn wenn es hier um den chinesischen Jangtse-Delfin ging, blickte sie dabei womöglich auf das letzte Exemplar seiner Art.

Lia betrachtete das Bild beinahe zärtlich und versprach dann, als könne das Tier sie hören: »Wir finden heraus, weshalb du hier bist und du dich nicht wohlfühlst. Ich glaube, dass Ti Recht hatte, als sie deine Tränen spürte. Wir werden dir helfen.«

Sie holte tief Luft. Jetzt fühlte sie sich besser als noch vor einer Stunde. Sie beschloss, das Bild zu vergrößern und als Plakat aufzuhängen, falls es wirklich ein Baiji war. Jedes Kind sollte dann erfahren, welcher Schatz sich in seinem Zoo befand, und ihn betrachten dürfen ...

Aber eigentlich war sie hierhergekommen, um etwas anderes herauszufinden. Sie suchte im Stichwortverzeichnis und fand etwas Passendes. Ja, tatsächlich, das Dokument existierte: Professor Robertson verlässt die Uni ... Hm ...

Wer hatte zu diesem Zeitpunkt etwas mit ihm zu tun gehabt, das von Interesse sein könnte? Ethelthorpe stand auf dem Foto neben ihm, die beiden kannten sich aus ihrer Zeit im Offizialat. ›Charlie‹ hatte nämlich gelegentlich für Robertson gearbeitet, auch nach dessen Verabschiedung. Das Kirchengericht dieser Diözese schien seine Mitarbeiter auszuwechseln wie Akkus in einem Wecker: War einer ausgebrannt, kam zwischenzeitlich ein anderer dran. Naja, vielleicht lag das auch daran, dass sie alle noch weitere berufliche Interessen hatten.

Natürlich war es wichtig festzustellen, dass auch Charlie inzwischen umgebracht worden war, ebenso wie Robertson – und wie Daniels. Was wäre, wenn bekannt würde, dass einer von ihnen der Täter war und sich anschließend selbst ...? – Nein, das konnte nicht sein. Laut inoffiziellem Polizeibericht waren sie alle ermordet worden, von Selbstmord war

nirgendwo die Rede. Die große Frage auf dem Revier lautete unzweifelhaft: Gab es nur *einen* Täter, oder waren es mehrere?

Nachdenklich ließ Lia ihren Blick über das Foto schweifen. Der wirre Haarschopf hinten links konnte durchaus von Daniels stammen ... Und neben ihm stand Ti. Lia zuckte zusammen. War es möglich ...? Nein, das konnte sie nicht glauben. Aber Ti hatte Daniels gekannt, er war ihr Beichtvater gewesen. Zumindest hatte Paddy das erzählt. Sie, Lia, würde sich mit Paddy treffen, um zu beratschlagen, wie weiter vorzugehen sei. Auf keinen Fall durfte Ti selbst etwas erfahren, sie dachte zuviel, vor allem um zu viele Ecken, und ihre Aussage würde Widersprüche offenlegen. Den Mikrofilm mit dem verräterischen Artikel nahm Lia an sich, um ihn an einem sicheren Platz zu verstauen.

\*

»Was ist passiert?«, fragte Peter, als ihm dämmerte, dass er noch lebte. Er sah sich um, soweit seine Position es zuließ, stellte fest, dass sie sich auf den unteren Treppenstufen im Erdgeschoss des Reviers befanden, begriff, dass sein Kopf auf Kermits Knien lag, und versuchte erschrocken, sich aufzusetzen, was allerdings zur Folge hatte, dass schwarze Punkte vor seinen Augen zu flimmern begannen, weshalb er es tunlichst unterließ.

»Eine gewisse junge Lady hat etwas getan, das ich mir nicht erklären kann«, behauptete Kermit keuchend. Seine Gedanken schienen in sein Gesicht geschrieben: Manche Kollegen hatten wirklich ein enormes Gewicht, wenn sie ohnmächtig wurden.

Peter hörte, dass jemand im Hintergrund lachte, jemand mit einer sehr angenehmen Stimme. Derselbe Jemand sagte: »Erstaunlich. Ich wusste gar nicht, dass es etwas gibt, das du nicht verstehst.«

»Lia?«, fragte Peter verwirrt. Ihm war nicht klar, ob er ihre Anwesenheit als angenehm oder unangenehm empfand.

»Nein«, lachte die sympathische Stimme, und Kermit postulierte: »Ti natürlich.«

Peter drehte sehr, sehr langsam den Kopf. Dann straffte er sich und setzte sich auf. »Was machst du hier?«, fragte er, ohne zu verdeutlichen, ob seine Worte freundlich gemeint waren oder nicht.

Kermit bemerkte offenbar ihr Zögern und antwortete an ihrer Statt: »Sie hat uns gerettet.«

»Was?«

»Sie hat uns gerettet. Dummerweise weiß ich nicht, wie.«

»Aha.«

»Ich sah sie mit den Armen wedeln, und plötzlich ging das Feuer aus.« Kermit wirkte in höchstem Maße vor den Kopf gestoßen. »Der Sprinklerthermostat hatte nicht einmal Zeit, die Hitzesignale auszuwerten.«

»Aha«, sagte Peter noch einmal, jetzt selbst zögernd, weil in Gedanken versunken. Er hatte ein Bild vor Augen, wie einmal ein Feuer auf ganz ähnliche Weise gelöscht worden war. Es war eine angenehme Erinnerung.

»Genau wie mein Vater!«, sagte er, unfreiwillig beeindruckt und jetzt eindeutig freundlich, »du fegst Feuer mit einer Handbewegung aus, statt es mühsam zu löschen, du tauchst absolut gelassen hier auf, statt panisch zu werden, und ...« Ein Hustenanfall ließ ihn den Satz unterbrechen. Ti nahm sein Handgelenk und fühlte seinen Puls.

»Du solltest ins Krankenhaus gehen«, sagte sie. »Zur Überwachung.«

»Quatsch«, antwortete er, »ich war nur ohnmächtig. Glaube ich jedenfalls. – Kermit, stimmt das?«

Sein Kollege bestätigte: »Du warst ohnmächtig.«

Peter nickte befriedigt. Wieder tanzten die schwarzen Punkte vor seinen Augen, und wieder ließ er es.

»Wir müssen hier raus«, sagte Ti energisch und half ihm aufzustehen.

Peter betrachtete sie forschend. »Am Anfang dachte ich, du seist schüchtern, aber jetzt ...«

»Pete, halt die Klappe und lauf, sonst fällst du um«, sagte sie unsanft, aber herzlich. Zu dritt kamen sie kaum um die Ecke des Raumes. Draußen heulte eine Feuerwehirsirene, und von der Treppe her hörten sie die schweren Schritte des Löschrupps. Auf dem Schreibtisch an der Tür lag unbemerkt ein rußgeschwärtzter CIC.

\*

Einer der Paramedics, die Peter in Empfang nahmen, war schon einige Male in der Apotheke gewesen und hatte sich von Ti akupunktieren lassen.

Respektvoll fragte er, ob sie mitfahren und weiterhin die medizinische Betreuung leiten wolle, aber sie sagte nur mit abweisendem Blick, dessen Ursache der Sanitäter nicht verstand: »Fahren Sie. Seine Vitalfunktionen sind in Ordnung, aber er hat sehr viel Rauch abbekommen. Genauso wie Detective Griffin hier. Möglicherweise eine leichte Rauchvergiftung, sollte nicht lange dauern.«

Damit drehte sie sich um und ging, und obwohl der Sanitäter ihr ein Dankeschön und ein Lob wegen der geleisteten Ersten Hilfe hinterherrief, erhielt er keine Antwort. Ihr innerlicher Rückzug und ihr absolut verschlossener Gesichtsausdruck waren ihm ein Rätsel.

\*

Am Spätnachmittag desselben Tages lümmelte Peter sich leicht verwirrt auf seinem Sofa. Er hatte soeben etwas vernommen, das ihm absolut nicht schmeckte. Wegen der Freundschaft zwischen Lia und Ti hatte er zwar durchaus erwartet, dass die beiden Frauen einen größeren Abschnitt ihrer Biographien teilten, aber dass Lia alle drei Priester gekannt hatte, wies ihr eine gewisse Rolle innerhalb der polizeilichen Ermittlungen zu – und das bedeutete, dass er gerade im Begriff war, sich auf recht indiskrete Art und Weise einer Zeugin zu nähern. Oder einer Kriminellen.

Lia hatte sich nach eigener Aussage direkt nach dem sehr späten Frühstück, das sie ausgiebig genossen hatte, in Caines Apotheke nach Peters Befinden erkundigt, weil sie ihn per Handy nicht hatte erreichen können, und ihn gegen Mittag aus der Krankenhauskantine abgeholt, wofür er ihr äußerst dankbar war, ebenso wie für die Tatsache, dass sie ihnen an jeder Verkehrsampel die *Pole Position* gesichert hatte. Er liebte Autos, die anfahren wie Rennpferde, und er liebte es, sich zu fühlen wie auf einer Formel-Eins-Strecke, wenn ein kleiner Vorteil zu schnellerem Starten führte und der neben ihm anfahrende PKW für Momente aus dem peripheren Gesichtsfeld verschwand. Einen Moment lang war er überzeugt gewesen, dass Ti in jenem Auto gesessen hätte, das sie soeben überholt hatten, aber er hatte sich die Tatsache in Erinnerung gerufen, dass sie kein Kraftfahrzeug besaß, und sich anstelle dieses beunruhigenden Gedankens lieber der Frau zugewandt, die an seiner Seite am Steuer saß. Nach den

wenigen Stunden, die sie einander kannten, war es sicher etwas früh für diese Frage, aber sein Verstand stellte sie trotzdem seitdem immer wieder: Was empfand er eigentlich genau für Lia?

Peter hüstelte und legte seine Beine auf dem Couchtisch übereinander. »Du hast also Daniels auch gekannt?«, fragte er überflüssigerweise. Lia nickte, soweit ihr das mit der Nase im Sofakissen möglich war.

»Ja«, quetschte sie hervor und musste gleichzeitig husten und lachen. Peter riecht unheimlich gut, dachte sie, und sie fühlte sich davon unwiderstehlich angezogen. Sie liebte seine direkte Art, und sie liebte die Art, wie seine kitzelnde Hand ihren Kopf ins Kissen gezwungen hatte.

»Erzähl mir von ihm«, bat Peter.

»Ich bin darüber hinweg«, kam es erstickt aus dem Berg von Nylon, »massier' weiter.«

Aber Peter war nicht gewillt, ganz entgegen seiner sonstigen Verfassung und entgegen dem, was er vor einer Stunde vorgehabt hatte, in lockeren Plauderton zu verfallen. Er nahm seine Hand von ihrem Rücken, besann sich dann aber und kratzte sie im Nacken. Dabei fragte er: »Hattest du mal Ärger mit ihm? Ich meine, Ti ist etwas schweigsam, was ihn betrifft, und du könntest mir vielleicht weiterhelfen. Seid ihr beide mal mit ihm aneinandergeraunt?«

»Nee«, machte sie und tauchte schnaufend aus dem Daunenhaufen auf, »er ist – *war* – ganz umgänglich, als wir an der Uni waren.«

»Wie habt ihr ihn überhaupt kennengelernt? Ich meine, Robertson war Professor, das ist klar, und Ethelthorpe Pfarrer in der Studentengemeinde ... Aber Daniels?«

»Er war Tis Beichtvater. Ich war zu diesem Zeitpunkt schon im Seminar und hatte beruflich mit ihm zu tun.«

»Beruflich? Du meinst, weil er Kirchenrichter war?«

Lia zögerte, einen Moment zu lange. Peter sah ein Feuer in ihren Augen aufflammen, das ihn irritierte. Er bekam Angst. Das war ein Gefühl, das ihm vertraut war, nur allzu gut vertraut – allerdings in völlig anderen Zusammenhängen. Beruflich kannte er nur das Unterdrücken von Übermut; Angst verband er mit seinem Vater, und mit jedem, der ihm in seinem Leben wichtig gewesen war und ihn verlassen hatte, bevor er die Polizeiakademie verließ.

Lia sah ihm direkt in die Augen, zuerst forschend, dann nachdrücklich. Sie runzelte die Stirn.

Sie spürt, dass ich Angst habe, dachte Peter resigniert.

»Ja, er war als Kirchenrichter in Eherechtsfragen involviert, wenn – wie er sich auszudrücken pflegte – heiratswillige Menschen ›in schwerer Sünde beharrten‹. Das heißt, wenn sie es wagten, jemanden zu lieben, der dieser Liebe in besonderem Maße bedurfte, weil er schon einmal erlebt hatte, wie eine Ehe in die Brüche ging. Warum auch immer.«

Peter wurde nachdenklich. »›In schwerer Sünde beharren‹ – was heißt das eigentlich? Ich meine, wo ist da die Sünde? Man könnte doch einen Fall konstruieren, bei dem jemand seinen Partner erst *nach* dessen Scheidung kennenlernt, da liegt doch kein Ehebruch vor und nichts ...«

»Da täuschst du dich«, sagte Lia beinahe schadenfroh. »Die schwere Sünde liegt darin begründet, dass die Scheidung vor einem kirchlichen Gericht nicht gültig ist. Das heißt, bei der neuen Beziehung handelt es sich um permanenten Ehebruch, selbst wenn es zu einer staatlich gültigen Hochzeit vor einem Friedensrichter kommt.«

Peter war baff, aber gleichzeitig auch froh, dass die Unterhaltung wieder in seichtere Gewässer lief – zumindest insofern, als Lia nicht mehr direkt in der Schusslinie lag. Er lächelte, als er bemerkte, dass sie versuchte, ihn wieder zum eigentlichen Zweck der Sofalümmelei zurückzuführen, schnellte aber plötzlich nach vorn und fragte verblüfft: »Dann ist es also klüger, gar nicht erst vor dem Altar zu heiraten – weil so keine kirchlich geschlossene Ehe vorliegen kann, die der Staat in den Augen der Kirche nicht scheiden darf, weil ...«

»Nee«, sagte Lia, nun eifrig, »Irrtum. Die staatliche Eheschließung ist gültig, nur die Scheidung wird nicht anerkannt.«

Peter machte ein betroffenes Gesicht, und Lia lachte. Sie stupste seine Nase. »Weißt du, was das Beste ist?«, fragte sie und lieferte sofort die Antwort hinterher: »Zusammenleben ohne Eheschließung funktioniert auch nicht – jedenfalls dann nicht, wenn man in irgendeiner für die Kirche relevanten Position arbeitet. Dann verliert man nämlich seinen Job. Begründung siehe allgemeine Morallehre. Gut, was?«

Jetzt war Peter derjenige, der lachte. »Morallehre?«, fragte er neckend. »Kenne ich nicht. Ist die irgendwo niedergeschrieben?«

Lia boxte ihn in den Magen. Peter stieß mit einem raschen Seufzer die Luft aus; sie hatte ziemlich heftig zugeschlagen. »Davon musst doch sogar du gehört haben«, sagte sie freundschaftlich und richtete ihn wieder auf.

»Soviel also zum Thema ›in schwerer Sünde leben‹«, sagte er verlegen.

»Diese Zerrissenheit nennst du *leben*?«, fragte Lia mit einem Anflug von Bitterkeit.

Insgeheim stellte sie sich vor, wie Daniels diese Frage wohl kommentiert hätte. Sie war ziemlich sicher, dass er sie missverstanden hätte. In seiner ehrlichen Sorge darum, andere vor Sünde zu bewahren, hätte er die ›Zerrissenheit‹ wohl eher als Folge sündhaften Verhaltens aufgefasst, nicht als Folge kirchlicher Repressalien. Es war ihr immer schwer gefallen, Menschen zu trösten, die in diese Falle geraten waren. Daniels selbst konnte man schwer böse sein, weil er stets väterlich die Hand auf die Schulter des jeweiligen Delinquenten gelegt und ihn noch einmal eindringlich davor gewarnt hatte, sich zu versündigen. Er glaubte, was er sagte. Er agierte authentisch.

Natürlich waren die Betroffenen nicht wütend auf den alten Mann, wenn er so redete, dachte Lia, von denjenigen, die überhaupt vor ihm standen, wollte sich doch sowieso niemand gegen Gott stellen! Sie arbeiteten im kirchlichen Dienst, und die meisten von ihnen waren ehrlich auf der Suche im Glauben. Jeder von ihnen hatte bereits irgend etwas darin gefunden, etwas war ihnen geschenkt worden, das sie auf diesen Weg geführt hatte, und jetzt sollte ihnen dieser Boden unter den Füßen durch menschliche, fehlbare Eingreiftruppen genommen werden? Sie waren unschuldig für schuldig befunden worden, einer nach dem anderen! Deshalb hatte sie selbst, Lia Cramer, ihre Arbeit an den Nagel gehängt, sie hatte es nicht mehr ausgehalten, immer nur trösten zu müssen und nicht handeln zu können ...

»Was ist los?«, fragte Peter zärtlich.

»Hm? – Gar nichts«, machte Lia, sammelte ihre Gedanken und ließ seine Hand das tun, was sie gerade tat. Nach einer Weile lehnte sie sich bequem zurück gegen seinen Oberkörper. Er kitzelte sie.

»Sag mal, bei wem beichtest Ti eigentlich jetzt?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, sagte Lia. Und dachte: Wenn sie es überhaupt noch tut ...



»Und du?«, fragte er.

»Ich? Seit meiner Kündigung bei niemandem mehr. Aber ich finde bestimmt bald wieder jemanden.«

»Der Bruder einer meiner Kolleginnen ist in Chinatown Priester, zu dem könntest du vielleicht mal gehen. Das ist mal 'ne Familie: er unter Beichtgeheimnis, sie dem Datenschutz verpflichtet – keiner von ihnen darf über das sprechen, was ihnen die Menschen während der Arbeit erzählen ...« Er lachte, aber sie blieb ernst. »Na gut«, lenkte er ein und präziserte, »zumindest nicht über das, was in bestimmten Situationen erzählt wird, wenigstens nicht unter Erwähnung von Namen ...«

Peter verstrickte sich in Einschränkungen und grinste verlegen, aber Lia war offenbar noch immer nicht wieder bei Laune. Der junge Caine sah seine oberflächlich gestimmten Felle davonschwimmen und stellte die nächstbeste Frage, die ihm einfiel: »Sag mal, hast du deine Arbeit eigentlich geliebt?«

»Klar«, antwortete Lia nonchalant, »sonst hätte ich sie nicht ausgeübt. Wir hatten viel Spaß.«

»Haha«, kommentierte er trocken, »sicher. Aber weshalb hast du aufgehört?«

»Ich bin eben doch nicht der meditative Typ«, seufzte sie, »und ab und zu ist das halt vonnöten.«

Peter beschloss, das für den Moment gelten zu lassen, und küsste sie herausfordernd, aber sie schob ihn von sich weg.

»Hast du eigentlich Paddy befragt?«, erkundigte sie sich. Es klang, als sei diese Frage sehr wichtig für sie.

Peter war bereits an Lias plötzliche Themenwechsel gewöhnt und fragte konsequenterweise: »Woher kennst du den überhaupt?«

»Wir waren eine Zeitlang eine WG, also, Ti und ich, und da war er natürlich öfter mal bei uns, bevor Ti beschloss, lieber allein wohnen zu wollen ...«

Allein wohnen war ein gutes Stichwort, fand Lia, denn auch sie war gezwungen, allein zu leben, obwohl das niemals ihr Wunsch gewesen war ... Nach der Verlobung mit Johnny, die sie durchgesetzt hatte gegen alle Schwierigkeiten, hatte sie feststellen müssen, dass er doch nicht der Richtige für sie war – im Gegensatz zu ihrer Arbeit im Seminar, die ihr das

Leben leicht machte und sie lächeln ließ, ihr also offensichtlich entsprach. Johnny dagegen ...

Religiöser Wahn, dachte sie. Johnny hatte in der Religion jeden Sinn für Maß und Harmonie verloren. Gewiss, Religion musste nicht immer sanft sein, aber sie war in jedem Fall zärtlicher, als er später gehandelt hatte. Josephe, das hatte er gefordert, das hatte er gelebt. Er bezeichnete ihr Zusammenleben nicht als ›Ehe‹, aber für sie bedeutete es das, und anfangs waren sie selbst vor der Verlobung nicht eben keusch gewesen – bis Johnny beschlossen hatte, auf Sexualität jeglicher Form sein Leben lang zu verzichten. Er hielt sie für Sünde im absoluten Sinn und verstand ihren Wunsch nach Kindern in keiner Weise.

Nach und nach war Johnny in eine eigene Welt abgedriftet. Er hatte Angst, jemand könnte ihm bei der Kommunion ansehen, dass er mit ihr geschlafen hatte. Diese Furcht stammte vermutlich aus seinen Kindheitstagen, als niemand zur Eucharistie gehen durfte, wenn ›es‹ geschehen war – mit der Folge, dass zumindest auf den Dörfern jeder mutmaßte, was Sache war, wenn jemand in seiner Bank sitzen blieb, egal aus welchem Grund das tatsächlich geschah ...

Jedenfalls wollte Johnny zunächst keine Zusammenkunft in der Nacht vor einem Gottesdienstbesuch, später auch nicht am Tag davor – was aber zu diesem Zeitpunkt bereits ohne Relevanz gewesen war, weil er ohnehin jeden Tag zur Messe ging, was ihr die A-Karte beschert hatte, dachte Lia verbittert. Er hatte seine Eigentumswohnung und sein gesamtes Geld verschenkt, an jemanden aus der sektenartigen fundamentalistischen Gruppe, die ihn ständig auf derartige Gedanken brachte und, ob absichtlich oder nicht, mit immer neuen Forderungen immer weiter seiner Familie entfremdete.

Lia kannte diese Gruppe, sie hatte beim Bischof interveniert, der Bischof hatte den Leiter zwangsversetzt – und jemand anders aus der Gruppe war prompt nachgerückt. Dann hatte Johnny verlangt, Lia solle aufhören zu arbeiten, obwohl er wegen des verschenkten Geldes von ihrer finanziellen Unterstützung abhängig war. Da hatte sie gehandelt, und daraufhin ...

Lia bemerkte Peters auffordernenden Blick und fuhr laut fort: »Jedenfalls, Paddy ist doch wieder in der Stadt, und er kannte mindestens zwei der drei Priester – außer vielleicht Robertson, da bin ich nicht sicher, er hat

ja hauptsächlich in Irland studiert ... Könnte es nicht sein, dass er dir wichtige Infos geben kann?«

»Ähm ... Sicher«, wiegelte Peter ab. »Ich kümmere mich darum.« Er schwieg, auf der Suche nach einer neuen Gelegenheit, etwas körperlicher zu werden.

»Er wird dir vielleicht auch mehr Informationen geben können über die Vergewaltigung.«

Peter schrak auf. »Vergewaltigung?«, fragte er, mit einem Schlag hellwach.

»Jepp«, versetzte sie schnippisch, »Daniels hatte eine Vergewaltigung auf dem Kerbholz.« Sie senkte den Blick und verfiel plötzlich in reuigen Tonfall: »Vielleicht sollte man das nicht sagen, ich meine, jetzt, wo er tot ist ...«

Peter löste vorsichtig seine Arme, die sie umarmt gehalten hatten. Lia war offensichtlich tiefgründiger, als ihre Kleidung und ihr geschäftsmäßiges Auftreten vermuten ließen. Langsam wurde ihm klar, dass bei ihr keine rein oberflächliche Beziehung zu holen war, und er war nicht sicher, ob er mehr wollte als eine solche.

»Du musst das offiziell zu Protokoll geben«, drängte er, »es könnte für die Aufklärung der Morde wichtig sein. Zumindest für die Aufklärung des Mordes an Daniels.« Er kämpfte um einen möglichst sachlichen Tonfall. Eine Frage schoss ihm durch den Kopf, und er ertappte sich dabei, dass er sie aussprach, bevor er zuende durchdacht hatte, welche Konsequenzen das haben konnte: »Wer war das Opfer der Vergewaltigung?«

Lia erstarrte. »Ich weiß nicht«, sagte sie zögernd und vergrub ihren Kopf in der Sofalehne, was sie erneut zum Husten brachte. »Halt irgendeine Frau. Frag Paddy.« Sie seufzte.

»Zur Abwechslung mal kein Pädophiler«, dachte Peter zynisch, aber er war zurecht davon überzeugt, dass Lia es gar nicht komisch finden würde, wenn er das ausspräche. Also schwieg er.

Ein paar lange Sekunden herrschte Stille, dann sagte sie deutlich: »Ich habe meine Arbeit wirklich *geliebt*. Ich hatte ein wunderschönes Büro, voller Kerzen, mit besonderen Bibelausgaben und Bildern, die Ti gemalt hatte. Es standen kleine Geschenke herum, von Menschen, die uns wichtig waren, mir und meinen Mitarbeitern. Ich fühlte mich nicht als Chefin,

sondern als Helferin. Damals war ich wie Ti – mir reichte es, barfuß durch Gottes Welt zu laufen und da zu sein, wo ich nötig bin. Heute braucht mich niemand mehr.«

Sie weinte, und Peter begriff, dass das Rendezvous an dieser Stelle beendet war. Er tröstete sie, und danach brachte er sie nach Hause, zu diesem Zeitpunkt mehr als nur verwirrt.

\*

Hinweis: Der vorliegende Roman basiert auf der Fernsehserie »KungFu: The Legend Continues« / deutsch »KungFu: Im Zeichen des Drachen« (USA/CAN 1993–1996, im Verleih der Warner Brothers Ltd.).

Peter, Caine, Kermit, Jody, Skalany, Simms, T. J., Lo Si und Terry sowie Tyler, Rebecca und Blake sind als Charaktere dieser TV-Show nicht Eigentum der Autorin, sondern gehören Michael Sloan und allen Copyright-Inhabern.